Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 2 (1898-1899)
Heft: 12

Artikel: Margaretha Weiss und J. Roos
Autor: Marti, Fritz
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-665908

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 30.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Margaretha Weiß und J. Roos.

Von Fritz Marti.

Die Beiträge, die dieser Betrachtung vor- und nachgestellt sind, verdienen das Interesse des Lesers im höchsten Grade durch die Umstände, unter denen sie entstanden sind. Der Dichter des einen ist ein Mann, der seit dreizehn Jahren lahm ist, die Verfasserin der nachstehenden Humoreske ist eine Frau, die seit ihrer Geburt sozusagen blind ist. Noch merkwürdiger ist, daß dabei die Fabel von dem Lahmen, der den Blinden führt, die schönste praktische Anwendung gefunden hat, indem die hieroglyphischen Schriftzüge der blinden Dichterin durch ihren lahmen Kollegen für den Druck lesbar gemacht wurden. So liefern beide die anschauliche Bestätigung der Ansicht, daß die schönsten Züge des menschlichen Herzens und die rührendsten Beispiele des Edelmutes sich da finden, wo man sie am wenigsten vermuten sollte, bei den Unglücklichen und Armen, die selbst des Trostes und der Hülfe am meisten bedürftig sind. Freilich sind diese am besten in der Lage zu wissen, wie es den Stiefkindern des Glückes zu Mute ist. Aber nicht allen ist die Schule der Leiden zugleich eine Schule der Läuterung, der Besserung und Veredlung des Herzens wie diesen Beiden. Um dieses erhebenden Beispiels willen werden auch anspruchsvollere Leser die nachstehende harmlose Erzählung mit Interesse lesen und aus dem gleichen Grunde werden ihnen nähere Mitteilungen über diejenigen, die ein so gutes Zeugnis von der Macht des Geistes über den Körper sind, wohl nicht unwillkommen sein.

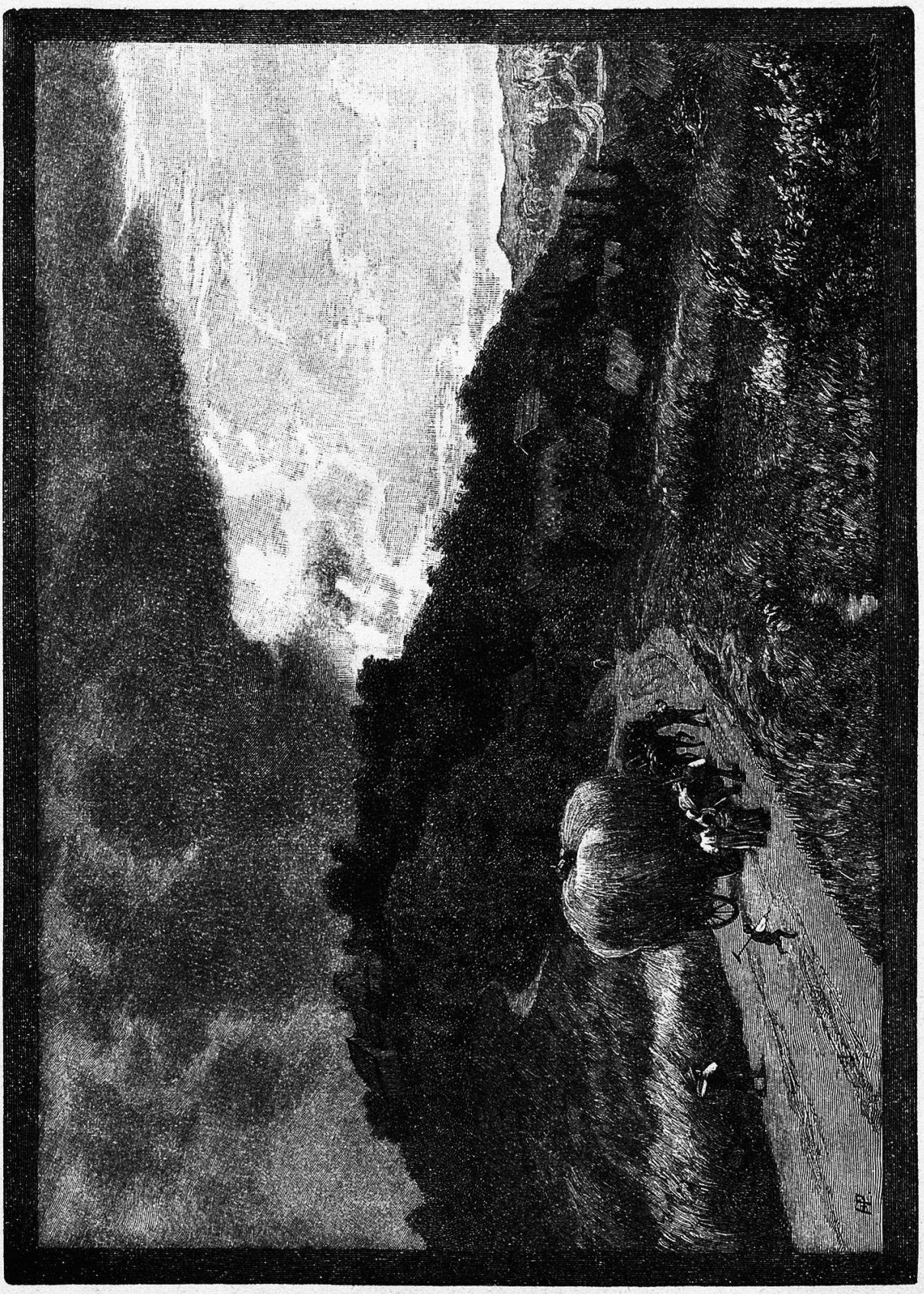
„Margaretha Weiß, im Jahre 1853 in Zug geboren, verlor schon in den ersten Lebenstagen infolge eines bösartigen Augenübels die „edle Himmelsgabe, das Licht des Auges" fast ganz. — Sie kann wohl an bekannten Orten Steg und Weg gebrauchen, an ganz dicht ans doppelt gewaffnete Auge gehaltenen Gegenständen Farbe und Form einigermaßen unterscheiden, aber vom Schmelz des blumengeschmückten Wiesenteppichs, vom Zauber des Abendsonnengoldes und des sternbesäten Nachthimmels weiß sie nur durchs Hörensagen. — Im schulpflichtigen Alter besuchte sie eine Privatschule, um wenigstens mit dem Ohre am Unterricht teilzunehmen, ja sie lernte mit großer Mühe die kleinen Buchstaben auf die Schiefertafel zeichnen, „schreiben" konnte man die Tätigkeit nicht nennen. Auf eine Frage um Aufnahme ins Blindeninstitut Zürich kam Bescheid, man möchte das Kind älter werden lassen. Als dann die Zeit gekommen wäre, starb der Vater, und des inzwischen zum eigenen Denken und Nachdenken herangereiften Mädchens bemächtigte sich tiefe Niedergeschlagenheit und der

Zweifel daran, ob es durch den Blindenunterricht überhaupt glücklicher werden könnte; der Anstaltsbesuch unterblieb. Aber der grübelnde, nach nützlicher Betätigung durstige Geist suchte nach Anlässen hiezu. Margaretha schloß sich gerne an kindergesegnete Nachbarsfamilien an, wo sie sich mit der Pflege und Obhut der krabbelnden, zappelnden kleinen Welt gerne abgab. Sie merkte bald, daß man, um das kleine Volk zu fesseln, ein unergründlicher Schatzkasten voller Geschichten und Märchen sein müsse. Was sie von außen daran aufgenommen, war bald erschöpft, und so machte sie halt notgedrungen die Erzählungen und Märchen selber, wie Rosegger seinen Kalender, als das Geld nicht langte, einen zu kaufen. Sie fing auch an, ihre Sachen größern Schulkindern zu diktiren und so fehlerhaft und da und dort stilistisch unbeholfen die Aufsätzchen vielleicht noch waren, so fanden sie doch bei Jugendschriften Anklang und Aufnahme; denn sie atmeten natürliche, ungesuchte Kindlichkeit. Namentlich Herrn Prof. O. Sutermeister verdankte Margaretha Anregung und Ermunterung zu weiterm Schaffen, zu dem sie schon der unerwartete Erfolg und ein gesunder Ehrgeiz anstachelten. — Sie machte sich nun auch an kleinere novellistische Erzählungen aus dem Volksleben. Das Diktiren aber war ihr ein Stein des Anstoßes. Inzwischen war sie zu einer Freundin und Kollegin, Frau Marie Schlumpf in Buonas, übersiedelt, unter deren geduldiger Anleitung sie mit Bleistift und Feder in kleinen Buchstaben und rein phonetisch ihre Gedanken so zu Papier bringen lernte, daß man nach etwelcher Uebung ihre Sachen lesen kann. Freilich, ein Setzer schlüge drei Kreuze vor einem solchen Manuskript, und ihre Arbeiten müssen umgeschrieben werden. Da lernte sie den in ihrer Nachbarschaft lebenden, selbst seit vielen Jahren kranken Kollegen, den luzernerischen Volksschriftsteller J. Roos in Gisikon, kennen. Der seit mehr als 12 Jahren zu drei Vierteilen Gelähmte, der selbst nur unter großer Anstrengung mittelst der Schreibmaschine seine Gedanken fixieren muß, war der Mann, die unsägliche Mühe zu beurteilen, mit der Fräulein Margaretha Weiß mit doppelt bewaffnetem Auge ihre Keilschriftmanuskripte erstellen muß. Die Hochachtung vor solcher Hingabe und vor dem ausgesprochenen Talente seiner bedauernswerten Kollegin veranlaßte ihn, ihr die jeweilige Durchsicht, Korrektur und Reinschrift ihrer Arbeiten anzubieten, was sie mit Freuden und Dankbarkeit annahm. — Ihre volkstümlichen, lebenswahren Dorfgeschichten werden sehr gerne gelesen und daß sie von den Lesern geschätzt werden, beweist die Tatsache, daß Margaretha Weiß aus dem Konkurrenzausschreiben der „Schweiz" mit der Weihnachtserzählung „Christians Vermächtnis und Opfer" den zweiten Preis davongetragen hat. Wie die fast Blinde Gehörtes in anschauliche, wie mit gesunden Augen geschaute Bilder umzusetzen versteht, und wie sie

sich trotz ihres Leidens, sich eine gute Laune, ja einen gesunden, derben Humor bewahrt hat, mögen die Leser aus der nachfolgenden ländlichen Humoreske selber entnehmen."

Derjenige, der uns diese biographischen Notizen über Margaretha Weiß mitgeteilt hat, ist ihr Kollege J. Roos selbst. Wir haben daraus erfahren, welchen wertvollen Dienst er der blinden Dichterin leistet. Um seine Mühe und und sein Verdienst um diese nach Gebühr zu würdigen, müßte man die Schriftproben sehen können, die uns vorliegen. Im rechten Lichte erscheint diese Handlungsweise jedoch erst, wenn man die Umstände kennt, unter denen sie stattfindet.

J. Roos nämlich ist ein Dichter, ein echter Dichter, aber ein kranker Mann. Die gleiche tückische Krankheit die Heinrich Heine so lange Zeit in der „Matratzengruft" gefangen hielt, die Rückenmarkschwindsucht, lähmt seit 13 Jahren den einst so kräftigen und lebensfreudigen Mann, der nur 2 Jahre älter ist als seine Zugerische Kollegin. Im Jahr 1851 im luzernischen Dorfe Gisikon geboren, ist er noch nicht 50 Jahre alt und hat somit die Zeit des kräftigsten Mannesalter im Bett oder im Krankenstuhl verbracht. Kann es ein schrecklicheres Schicksal für einen Menschen geben, der wie Roos ein von Natur lebenslustiger, für alle Freuden des Daseins empfänglicher Mensch ist, als die Gewißheit, nun allem diesem entsagen zu müssen! Indessen gedieh ihm sein heiteres Gemüt in der schlimmen Lage zum Segen. Erst im Unglück und namentlich in schwerer Krankheit, wenn so viele Genüsse und Güter der Welt ihren Wert verlieren, erfährt der Mensch, was für Schätze er an einem reichen Innenleben, einem starken und gebildeten Geist besitzt. — Obwohl in ganz ärmlichen Verhältnissen aufwachsend, hatte Joseph Roos doch das Glück, eine gute Schulbildung zu erhalten. Seine braven Eltern schickten ihn mit Hülfe seiner Taufpatin in die Bezirksschule in Root, dann in die Realschule nach Münster und ermöglichten ihm auch den Besuch des Lehrerseminars in Hitzkirch. Die Patin, die bei der Befreiung Robert Steigers bekannt gewordene wackere Frau Portmann, hatte im Sinne, den talentvollen Knaben noch weiter ausbilden zu lassen, starb aber vor der Ausführung dieses Planes und Roos mußte Lehrer werden. Die Unruhe des lebhaften Geistes litt den jungen Mann aber nicht lange in den engen Verhältnissen und führte ihn zu mehrmaligem Wechseln des Berufes. Er war zuerst Lehrer an einer Volksschule, dann an der Taubstummenanstalt Hohenrain, war eine Zeit lang auf einem Bureau der Entlebucherbahn und darauf an der im Bau begriffenen Gotthardbahn beschäftigt. Infolge der Baukrisis wurde er mit vielen anderen Beamten entlassen und nahm wieder Schuldienst in Vitznau und Luzern, um schließlich wieder in eine



„Heraufziehendes Gewitter.“
Von Pohle.

Stellung bei der Schweizerischen Centralbahn in Bern überzutreten. Er galt als tüchtiger Lehrer und Beamter und hat über die verschiedenen Arten seiner Tätigkeit vorzügliche Zeugnisse aufzuweisen.

In seiner letzten Stellung in Bern kam die schreckliche schleichende Krankheit über ihn und beraubte ihn der Möglichkeit, mit einem der gelernten Berufe sein Brod zu verdienen. Auf dem Krankenlager nahm er nun früher begonnenem Versuche seiner poetischen Anlage wieder auf und konnte bald sein erstes Bändchen „No Fyrobigs" veröffentlichen, das von der Kritik und dem Publikum günstig aufgenommen wurde und mehrere Auflagen erlebte. Aus dem Ertrage dieses Werkes konnte er sich eine Schreibmaschine anschaffen und sucht nun mit deren Hülfe durch litterarische Tätigkeit sich ein bescheidenes Auskommen zu schaffen. Auf die erste Publikation folgte eine zweite, „Stimmungen" betitelt, die ebenfalls günstige Aufnahme fand.

J. Roos ist ein echter Volksschriftsteller. Während seine Gedichte in hochdeutscher Sprache deutlich auf ihre Vorbilder hinweisen, deswegen nicht eigentlich originell, aber immerhin ansprechend sind, ist er in der Dialektpoesie in seinem eigensten Element, wo er Urwüchsiges hervorbringt und die Litteratur wirklich bereichert. In den mundartlichen Gedichten stößt man auf echt poetische Stimmung und deren glücklichsten sprachlichen Ausdruck. Roos trifft den Ton und die Sprache des Volkes vorzüglich. In seinen „Rym" und „Ränk" legt er viel praktische Lebensweisheit an den Tag. In den „Gedichtli" aber wie in den „Gschichtli" steckt ein so gesunder und urwüchsiger, manchmal etwas derber Humor, daß niemand dahinter einen vom Schicksal so schwer heimgesuchten Menschen vermuten würde und man wird unwillkürlich von Bewunderung erfüllt für den Dichter, der die körperliche Gebrechlichkeit mit der Kraft des Geistes so siegreich überwindet und die geistige Natur über die körperliche triumphiren läßt.

Bei einem Dichter, dessen Schicksal so viel persönliche Teilnahme erregt, ist kaum eine besondere Empfehlung seiner Werke nötig. Wer die hübsch ausgestatteten und so billigen Büchlein kauft („No Fyrobigs" und „Stimmungen" kosten gebunden je Fr. 2.20) und besonders, wer sie bei dem Verfasser J. Roos in Gisikon (Luzern) selbst bestellt, trägt allerdings etwas zur Verbesserung der Lage des Dichters bei, findet sich aber selbst reichlich für die Ausgabe belohnt in deren Gegenwert.

Gewiß aber finden sich unter unsern geehrten Lesern und Leserinnen solche, die noch ein Uebriges zu tun in der Lage sind und Freude darin finden werden, das traurige Loos eines schweizerischen Dichters etwas zu erleichtern. Eine Kneipp'sche Kur wehrt jeweilen den Fort-

schritten der Krankheit, aber dem Kranken fehlen bisweilen die Mittel selbst zur bescheidenen Existenz, geschweige zu mehrerem. Der Redaktion von „Am häuslichen Herd" würde es zur freudigen Genugtuung gereichen, wenn diese Zeilen dem Dichter von etwelchem Nutzen sein würden und sie erklärt sich gerne bereit, allfällige, für J. Roos an ihre Adresse, Balgristweg 27, Zürich V gerichtete Spenden entgegenzunehmen und dafür öffentlich zu quittiren.

Entschwundene Schätze.

Nachdruck verboten.

Von Margaretha Weiß.

Nicht leicht eine andere Mode — denn eine Modesache ist es doch, die freilich manche prächtige Kunstleistung zu Tage gefördert hat, wenn auch anderseits dabei entsetzlich viel Schund in die Welt gesetzt worden ist — nicht leicht eine andere Mode, sage ich, hat so rasch und überall Eingang und Anklang gefunden, wie der Ansichtskartensport.

Nicht nur in den städtischen Palästen, wo so viel Langweile herrscht, auch in „Klein-aber-mein-Häuschen" des Beamten und Angestellten, wo etwa eine höhere Tochter oder sonst etwas Weibliches haust, fanden die bunten Gäste aus nah und fern freudige Aufnahme.

Ja, selbst auf einsame Bauernhöfe, wo man sonst der Kunst, wenn sie sich nicht in den Dienst der Religion stellt, etwas mißtrauisch gegenübersteht, verirrt sich hie und da eine Ansichtskarte.

Auch auf die Brämenegg hinaus mußte der Briefträger mit dem „Volksblatt" fast täglich einen oder zwei solcher farbigen Grüße mitnehmen. Die Bäuerin war nämlich eine etwas ideal veranlangte Natur, die als Mädchen im Welschland ein wenig an der höhern Bildung genippt hatte. Da ihr keine Kinder beschieden waren, fand sie es oft gar so still um sich, und mit Begeisterung hatte sie sich der Ansichtskartensammlerei hingegeben. Nicht blos mit sportlustigen Verwandten und Bekannten der engern und weitern Heimat stand sie in lebhaftem Verkehr, sondern hatte selbst mit ausländischen Sammlern angebändelt.

Der Brämeneggbauer hatte gerade nicht viel gegen das Vergnügen seiner Regine einzuwenden, wollte er doch auch nicht der sein, der für nichts Sinn hätte, als für Miststöcke und Jauchetröge, aber er fand doch, Regine übertreibe die Sache ein wenig. Gar wenn er am Feierabend oder am Sonntag sich in sein „Volksblatt" verbissen hatte, und da kam die Frau mit einer Handvoll Neuheiten und müdete und grestete an ihm: